

btb

Man nennt ihn den »Magier im Kreml«. Der rätselhafte
Wadim Baranow war Regisseur und Produzent von
Reality-TV-Shows, bevor er zur grauen Eminenz von Putin wird.
Nachdem er als politischer Berater von der Bühne verschwindet,
werden immer mehr Legenden über ihn verbreitet. Bis er eines Nachts
dem Ich-Erzähler dieses Buches, der seit Langem in Moskauer
Archiven forscht, seine Geschichte anvertraut ...
Die Figur des Wadim Baranow basiert auf der realen Gestalt von
Putins Spindoktor Wladislaw Surkow.

»Der Magier im Kreml ist ein sachlich fundierter und glänzend
erzählter Pageturner.« *DIE ZEIT*, Ronald Düker

»Dies ist der beste erste Roman, den ich seit Jonathan Littells ›Die
Wohlgesinnten‹ gelesen habe.« *Frédéric Beigbeder*

GIULIANO DA EMPOLI ist ein italo-schweizerischer Schriftsteller
und Wissenschaftler. Er ist der Gründer von Volta, einem
pro-europäischen Think Tank mit Sitz in Mailand, und Professor
für Vergleichende Politikwissenschaft an der Sciences Po Paris.
Zuvor war er stellvertretender Bürgermeister für Kultur in Florenz
und Berater des italienischen Ministerpräsidenten Renzi.
Er ist Autor zahlreicher, international veröffentlichter Essays.
Sein 2020 erschienenes Buch *Ingenieure des Chaos* über neue
Propagandatechniken wurde auch ins Deutsche übersetzt.
Der Magier im Kreml ist sein erster Roman. In Frankreich wurden
über 500.000 Exemplare verkauft und die Rechte in 30 Länder
gegeben, das Buch wurde u. a. ausgezeichnet mit dem
Grand Prix du Romane de l'Académie française und war
Finalist für den Prix Goncourt.

Giuliano da Empoli

Der Magier im Kreml

Roman

*Aus dem Französischen
von Michaela Meßner*

btb

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Le Mage du Kremlin bei Éditions Gallimard, Paris.

Dieser Roman beruht auf wahren Begebenheiten
und realen Personen, denen der Autor allerdings ein
Privatleben und erfundene Äußerungen zuordnet.
Dennoch handelt es sich um eine wahre russische Geschichte.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2024
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2022 by Giuliano da Empoli
Copyright © der deutschsprachigen Erstausgabe 2023
Verlag C.H.Beck oHG, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München unter Verwendung
des Entwurfs von geviert.com, Christian Otto

Umschlagabbildung: © Sasha Mordovets / Getty Images
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MN Herstellung: han

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-77453-1

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/penguinbuecher

Für Alma

Das Leben ist eine Komödie.
Man muss sie ernsthaft spielen.
Alexandre Kojève

Es kursierten schon lange die unterschiedlichsten Gerüchte über ihn. Manche sagten, er habe sich in ein Kloster auf dem Berg Athos zurückgezogen, um zwischen Steinen und Eidechsen zu beten, andere schworen, ihn in einer Villa in Sotogrande gesehen zu haben, umschwärmt von vollgekoksten Models. Wieder andere behaupteten, sie seien auf der Startbahn des Flughafens von Schardscha, im Hauptquartier der Donbass-Milizen oder in den Ruinen von Mogadischu auf seine Spuren gestoßen.

Seit Wadim Baranow sein Amt als Berater des Zaren niedergelegt hat, haben sich die Geschichten über ihn nicht in Luft aufgelöst, sondern vervielfacht. So ist das manchmal. Die meisten Machtmenschen beziehen ihre Aura aus der Position, die sie innehaben. Sobald sie diese verlieren, ist es, als habe man ihnen den Stecker gezogen. Sie fallen in sich zusammen wie die Puppen vor den Vergnügungsparks. Man begegnet ihnen auf der Straße und kann nicht verstehen, warum so unbedeutende Menschen so große Leidenschaften wecken konnten.

Baranow gehörte einer anderen Spezies an. Auch wenn ich beim besten Willen nicht sagen könnte, welcher. Auf Porträtfotos erblickte man einen kräftigen, wenngleich wenig athletischen Mann, der nahezu immer dunkle Farben und Anzüge trug, die ihm etwas zu groß waren. Er hatte ein unscheinbares, geradezu kindliches Gesicht, einen blassen Teint, schwarze, sehr glatte Haare und eine

Erstkommunionsfrisur. In einem Video, das bei irgendeinem offiziellen Treffen aufgenommen wurde, sah man ihn lachen, was in Russland, wo schon ein einfaches Lächeln als Zeichen von Schwachsinn gilt, höchst selten ist. Tatsächlich erweckte er den Eindruck, nicht sonderlich auf seine äußere Erscheinung zu achten. Ein seltsamer Zug, wenn man bedenkt, dass genau das seine Aufgabe war: Spiegel im Kreis aufzustellen, um aus einem Fünkchen die größte Zauberwirkung zu schlagen.

Baranow bewegte sich in einer Wolke von Rätseln durchs Leben. Die einzige mehr oder minder gesicherte Tatsache war sein Einfluss auf den Zaren. In den fünfzehn Jahren, die er in dessen Diensten stand, hat er entscheidend zum Aufbau seiner Macht beigetragen. Man nannte ihn den «Magier im Kreml», den «neuen Rasputin».

Damals war seine Rolle nicht scharf umrissen gewesen. War das Tagesgeschäft abgewickelt, tauchte er im Büro des Präsidenten auf. Dabei hatten ihn die Sekretäre gar nicht benachrichtigt. Vielleicht rief ihn der Zar höchstpersönlich über eine Direktleitung an. Oder aber er selbst erriet den genauen Zeitpunkt, dank jener außerordentlichen Fähigkeiten, die in aller Munde waren, von denen aber niemand genau sagen konnte, worin sie eigentlich bestanden. Manchmal gesellte sich jemand zu ihnen. Ein beliebter Minister etwa oder der Chef eines Staatsunternehmens. Doch da in Moskau grundsätzlich niemand jemals etwas sagt, und das schon seit Jahrhunderten, konnte die Anwesenheit dieser gelegentlichen Zeugen auch kein Licht auf die nächtlichen Aktivitäten des Zaren und seines Beraters werfen. Es kam jedoch vor, dass man über die Folgen aufgeklärt wurde. Eines Morgens erfuhr Russland beim Erwachen, der reichste und bekannteste Geschäftsmann des Landes, das Symbol des neuen kapitalistischen Systems, sei verhaftet worden. Ein andermal waren alle vom Volk gewählten Präsidenten der Re-

publiken der Russischen Föderation entlassen worden. Von nun an würde der Zar und niemand sonst sie ernennen, hatten die ersten Morgennachrichten den noch im Halbschlaf liegenden Bürgern verkündet. Meist blieben die Folgen dieser schlaflosen Nächte allerdings unsichtbar. Erst Jahre später stellte man Veränderungen fest, die völlig natürlich erschienen, obwohl sie in Wirklichkeit das Ergebnis gründlicher Arbeit waren.

In jenen Jahren war Baranow sehr zurückhaltend. Er trat nie in Erscheinung und ein Interview zu geben kam ihm nicht in den Sinn. Eine Angewohnheit hatte er jedoch angenommen. Hin und wieder schrieb er etwas, entweder einen kleinen Essay, den er in einer obskuren unabhängigen Zeitschrift veröffentlichte, oder eine Studie über Militärstrategie für die Spitzen der Armee, manchmal sogar eine Erzählung, in der er in bester russischer Tradition einen Hang zum Paradoxen bewies. Er zeichnete diese Texte nie mit seinem Namen, spickte sie aber mit allerlei Anspielungen, als Schlüssel zur Interpretation der neuen Welt, die aus den schlaflosen Nächten im Kreml hervorgegangen war. Zumindest glaubten das die Moskauer Höflinge und die ausländischen Kanzlerämter, die darum wetteiferten, Baranows obskure Formeln als Erste zu entschlüsseln.

Das Pseudonym, hinter dem er sich bei solchen Gelegenheiten versteckte, Nicolas Brandeis, sorgte für weitere Verwirrung. Die Eifrigsten hatten erkannt, dass sich hinter diesem Namen die Nebenfigur aus einem zweitrangigen Roman von Joseph Roth verbarg. Ein Tartarus, eine Art *deus ex machina*, der in den entscheidenden Momenten der Erzählung auftauchte, um sogleich wieder zu verschwinden. «Denn es gehört keine Stärke dazu, etwas zu erobern», sagte er. «Alles ist morsch und ergibt sich ihnen. Aber verlassen, verlassen, darauf kommt es an.» Ganz wie die Figuren in Roths Roman die Handlungen des Tartarus hinterfragten, dessen

ungeheure Gleichgültigkeit die Garantie für allen Erfolg war, jagten die Würdenträger des Kreml und ihre Entourage dem kleinsten Hinweis hinterher, der Baranows Gedanken und damit die Absichten des Zaren enthüllen könnte. Diese Mission war umso aussichtsloser, als der Magier im Kreml davon überzeugt war, die Grundlage des Fortschritts sei das Plagiat, weshalb man nie wusste, inwieweit er nun die eigenen Ideen zum Ausdruck brachte oder mit denen eines anderen spielte.

Die Apotheose dieser Doppeldeutigkeit ereignete sich an einem Winterabend, an dem sich die kompakte Masse der Prunklimousinen mit ihrem Gefolge von Sirenen und Leibwächtern zu einem kleinen Avantgarde-Theater bewegte, in dem ein Einakter aufgeführt wurde, dessen Autor Nicolas Brandeis hieß. Da sah man Bankiers, Ölmagnaten, Minister und FSB-Generäle neben ihren mit Saphiren und Rubinen behangenen Geliebten Schlange stehen, um sich in einem Saal, von dessen Existenz sie bis dahin nicht einmal etwas geahnt hatten, auf zerschlissenen Sesseln niederzulassen und einer Aufführung beizuwohnen, die sich von Anfang bis Ende über die Ticks und kulturellen Ambitionen von Bankiers, Ölmagnaten, Ministern und Generälen des Inlandsgeheimdienstes lustig machte. «In einem zivilisierten Land würde es zum Bürgerkrieg kommen», behauptete der Held des Stücks an einer Stelle, «aber bei uns gibt es keine Bürger, also wird es sich bloß um einen Krieg zwischen Lakaien handeln. Das ist nicht schlimmer als ein Bürgerkrieg, nur ein bisschen abstoßender und elender.» An jenem Abend ward Baranow im Saal nicht gesehen, doch die Bankiers und Minister spendeten vorsichtshalber frenetischen Beifall: Einige behaupteten, der Autor beobachte das Parkett durch ein winziges Bullauge rechts neben der Loge.

Doch selbst diese etwas kindischen Zerstreuungen konnten nichts gegen Baranows Unbehagen ausrichten. Ab einem bestimm-

ten Zeitpunkt begannen die wenigen Menschen, die ihm begegneten, ihm eine immer schlechtere Laune zu attestieren. Es hieß, er sei ruhelos und müde. Sei mit den Gedanken woanders. Er hatte zu früh angefangen, und jetzt langweilte er sich. Er war von sich selbst gelangweilt. Und vom Zaren auch. Der wiederum langweilte sich nie. Und dessen war er sich auch bewusst. Und begann Baranow zu hassen. Was? Ich habe dich hierhergebracht, und du wagst es, dich zu langweilen? Die Gefühle, die in politischen Beziehungen mit-schwingen, sollte man nie unterschätzen.

Bis Baranow schließlich eines Tages verschwand. In einer kurzen Mitteilung aus dem Kreml wurde der Rücktritt des politischen Beraters des Präsidenten der Russischen Föderation verkündet. Danach verlor sich jede Spur, wenn man einmal davon absah, dass er weltweit immer mal wieder irgendwo aufzutauchen schien, was jedoch niemand je bestätigen konnte.

Als ich ein paar Jahre später nach Moskau kam, schwebte die Erinnerung an Baranow wie ein undeutlicher, von einem überdies massigen Körper befreiter Schatten über mir, der hier und da in Erscheinung treten konnte, wann immer seine Erwähnung nützlich erschien, um eine besonders obskure Maßnahme des Kreml zu veranschaulichen. Und da Moskau – die unergründliche Hauptstadt einer neuen Epoche, deren Konturen niemand zu fassen vermochte – unerwartet in den Vordergrund gerückt war, besaß der ehemalige Magier im Kreml sogar unter uns Ausländern seine Exegeten. Ein BBC-Journalist hatte einen Dokumentarfilm gedreht, in dem er Baranow dafür verantwortlich machte, die Bühnentricks des Avantgarde-Theaters in die Politik implementiert zu haben. Einer seiner Kollegen hatte ein Buch geschrieben, in dem der Berater als eine Art Zauberkünstler dargestellt wurde, der mit einem Fingerschnipsen Figuren und Parteien erscheinen und wieder ver-

schwinden ließ. Ein Professor hatte ihm eine Monografie gewidmet: *Wadim Baranow und die Erfindung der Fake Democracy*. Jeder fragte sich, was der Mann in jüngster Zeit eigentlich tat. Hatte er immer noch Einfluss auf den Zaren? Welche Rolle hatte er im Krieg gegen die Ukraine gespielt? Und welchen Beitrag hatte er bei der Ausarbeitung der Propagandastrategie geleistet, die auf das geopolitische Gleichgewicht des Planeten so eklatante Auswirkungen haben sollte?

Ich persönlich verfolgte all diese Mutmaßungen aus einer gewissen Distanz. Die Lebenden haben mich schon immer weniger interessiert als die Toten. Ich fühlte mich verloren in der Welt, bis ich entdeckte, dass ich die meiste Zeit in ihrer Gesellschaft verbringen konnte, statt mich mit meinen Zeitgenossen herumzuschlagen. Daher besuchte ich damals in Moskau, wie an allen anderen Orten auch, vorwiegend Bibliotheken und Archive, ein paar Restaurants und ein Café, in dem sich die Kellner nach und nach an meine einzelgängerische Anwesenheit gewöhnt hatten. Ich blätterte in alten Büchern, ging im fahlen Winterlicht spazieren und erwachte jeden Spätnachmittag im Dampf der Bäder der Selesnewskajastraße zu neuem Leben. Abends schloss dann eine kleine Bar im Stadtviertel Kitai-Gorod großzügig die Pforten des Vergessens hinter mir. Fast überall lief ein herrliches Phantom neben mir her, in dem ich für einige der Gedankengänge, denen ich nachhing, einen potenziellen Verbündeten gefunden hatte.

Oberflächlich betrachtet, war Jewgeni Samjatin ein Autor des frühen zwanzigsten Jahrhunderts, hineingeboren in ein Dorf von Zigeunern und Pferdedieben und von der zaristischen Herrschaft wegen seiner Teilnahme an der Revolution von 1905 verhaftet und in die Verbannung geschickt. Der für seine Erzählungen geschätzte Schriftsteller hatte zudem als Schiffsingenieur in England gearbeitet, wo er Eisbrecher gebaut hatte. Nachdem er 1918 nach Russ-

land zurückgekehrt war, um an der bolschewistischen Revolution teilzunehmen, hatte Samjatin schnell erkannt, dass das Paradies der Arbeiterklasse nicht auf der Tagesordnung stand. Also hatte er begonnen, einen Roman zu schreiben: *Wir*. Und dabei trat eines dieser unglaublichen Phänomene auf, durch die uns verständlich wird, was ein Physiker mit der Hypothese von der gleichzeitigen Existenz von Paralleluniversen sagen will.

Nach 1922 war Samjatin kein einfacher Schriftsteller mehr, er war zu einer Zeitmaschine geworden. Er dachte, er habe eine scharfe Kritik an dem im Aufbau befindlichen Sowjetsystem verfasst. Selbst seine Zensoren hatten ihn so gelesen, weshalb sie die Veröffentlichung verboten hatten. Doch in Wahrheit richtete Samjatin sich gar nicht an sie. Ohne sich dessen selbst bewusst zu sein, hatte er ein Jahrhundert übersprungen und sich direkt an unsere Zeit gewandt. *Wir* beschrieb eine von der Logik beherrschte Gesellschaft, in der alles in Zahlen umgewandelt wurde und das Leben jedes Einzelnen bis ins kleinste Detail geregelt war, um maximale Effizienz zu gewährleisten. Eine unerbittliche, aber bequeme Diktatur, in der es für jeden möglich war, in einer Stunde einfach per Knopfdruck drei Sonaten zu produzieren, und in der die Geschlechterbeziehungen durch einen automatischen Mechanismus geregelt wurden, der die kompatibelsten Partner ermittelte und die Möglichkeit eröffnete, sich mit jedem einzelnen zu paaren. In Samjatin's Welt war alles transparent, selbst auf der Straße, wo eine Membran, gestaltet wie ein Kunstwerk, die Gespräche der Fußgänger aufzeichnete. Und natürlich mussten an einem solchen Ort auch die Wahlen öffentlich sein: «Es heißt, die Alten hätten ihre Wahlen irgendwie geheim durchgeführt, indem sie sich wie Diebe versteckten», sagt die Hauptfigur D-503 an einem bestimmten Punkt. «Wozu diese ganze Heimlichtuerei erforderlich war, ist bis heute nicht endgültig geklärt. Wir aber haben nichts zu verbergen und

keinerlei Grund, uns zu schämen: Wir feiern unsere Wahlen öffentlich, ehrlich, am hellichten Tage. Ich sehe, wie alle für den Wohltäter stimmen; alle sehen, wie ich für den Wohltäter stimme.»

Nachdem ich Samjatin entdeckt hatte, wurde er zu meiner Obsession. Mir schien, dass sein Werk alle Fragen unserer Epoche in sich vereinte. *Wir* beschrieb nicht nur die Sowjetunion, es erzählte vor allem von der glatten, von allen Unebenheiten bereinigten Welt der Algorithmen, von der entstehenden globalen Matrix und im Kontrast dazu von der hoffnungslosen Unzulänglichkeit unserer primitiven Gehirne. Samjatin war ein Orakel, er wandte sich nicht nur an Stalin: Er nahm alle künftigen Diktatoren ins Visier, die Oligarchen des Silicon Valley ebenso wie die Mandarine der chinesischen Einheitspartei. Sein Buch war die letzte Waffe gegen den digitalen Bienenstock, der den Planeten zu überziehen begann, und meine Aufgabe war es, sie auszugraben und in die passende Richtung zu lenken. Das eigentliche Problem war, dass die mir zur Verfügung stehenden Mittel nicht gerade geeignet waren, Mark Zuckerberg oder Xi Jinping in Angst und Schrecken zu versetzen. Unter Berufung auf die Tatsache, dass Samjatin, nachdem er Stalin entkommen war, in Paris seinen Lebensabend verbracht hatte, konnte ich meine Universität davon überzeugen, eine Forschungsarbeit über ihn zu finanzieren. Ein Verlag hatte ein vages Interesse an einer geplanten Neuauflage von *Wir* bekundet, und ein befreundeter Dokumentarfilmproduzent konnte sich durchaus vorstellen, aus dem Buch etwas zu machen. «Versuch, an Material heranzukommen, wenn du in Moskau bist», sagte er zu mir, während er in einer Bar im neunten Bezirk einen Negroni schlürfte.

Doch gleich nach meiner Ankunft in Moskau wurde ich von meiner Mission abgelenkt, denn auf meinen täglichen Streifzügen durch die vereisten Gassen des Arbat und der Petrowka entdeckte

ich, dass diese unbarmherzige Stadt auch einen zarten Zauber entfalten konnte. Die finstere Wirkung der abweisenden stalinistischen Fassaden verblasste im bleichen Schein der alten Bojarenhäuser, und selbst der Schnee, den die Räder der endlosen Prozession schwarzer Limousinen in Schlamm verwandelt hatten, fand in den versteckten Höfen und kleinen Gärten, die von Geschichten längst vergangener Zeiten munkelten, seine Reinheit wieder.

All diese temporalen Schichten, Samjatsins Zwanzigerjahre und die dystopische Zukunft von *Wir*, die von Stalin in die Stadt gemeißelten Narben und die freundlicheren Spuren des vorrevolutionären Moskau, vermischten sich in mir und führten zu dieser zeitlichen Verschiebung, die für mein damaliges Leben vollkommen normal war. Dennoch verlor ich auch nicht völlig das Interesse an dem, was um mich herum geschah. Ich las damals schon keine Zeitungen mehr, doch die sozialen Netzwerke gaben meinem begrenzten Informationsbedarf reichlich Nahrung.

Unter den russischen Profilen, denen ich folgte, befand sich auch das eines gewissen Nicolas Brandeis, wahrscheinlich ein Student, der in einer Einzimmerwohnung in Kasan hauste, und nicht der Magier im Kreml, doch vorsichtshalber folgte ich ihm. In Russland weiß nie jemand was, damit muss man sich abfinden oder das Land verlassen. Es war keine große Sache, denn Brandeis postete nur alle zehn oder vierzehn Tage einen Satz, kommentierte niemals das aktuelle Tagesgeschehen, zitierte versteckt literarische Fragmente und Liedstrophen oder bezog sich auf die *Paris Review* – was die These vom Kasaner eher bestätigte.

«Im Paradies ist alles erlaubt, nur die Neugierde nicht.»

«Ist dein Freund gestorben, begrabe ihn nicht. Bleib ein wenig abseits stehen und warte. Die Geier werden kommen und du wirst viele neue Freunde finden.»

«Es gibt nichts Traurigeres auf der Welt, als mitansehen zu müs-

sen, wie eine gesunde, starke Familie von einer dummen Banalität in Stücke gerissen wird. Einem Wolfsrudel etwa.»

Der junge Mann hatte ein leicht melancholisches Gemüt, passte aber eher gut zum lokalen Charakter.

Eines Abends ging ich nicht in meine Stammkneipe, sondern blieb zu Hause, um zu lesen. Ich hatte zwei Zimmer im obersten Stockwerk eines schönen Gebäudes aus den Fünfzigerjahren gemietet, das von deutschen Kriegsgefangenen gebaut worden war, eine Art Moskauer Statussymbol: Macht und bürgerlicher Komfort, die, wie hier üblich, auf einer soliden Basis Unterdrückung fußten. Vor dem Fenster wurde das orange Leuchten der Stadt von den Peitschenhieben eines turbulenten Schneefalls getrübt. In der Wohnung herrschte jene Unordnung, die ich nahezu überall verbreite: Bücherstapel, Fast-Food-Kartons und halb leere Weinflaschen. Marlene Dietrichs Stimme umflorte das Ganze mit einem Hauch von Dekadenz und unterstrich das Fremdheitsgefühl, damals die Hauptquelle meiner Freuden.

Ich hatte Samjatin gegen eine Erzählung von Nabokov eingetauscht, durch die ich allerdings wie üblich langsam eingeschläfert wurde: Der Dauergast des Montreux Palace ist für meinen Geschmack schon immer ein wenig zu raffiniert gewesen. Von mir unbemerkt, löste sich mein Blick alle paar Minuten auf der Suche nach Trost von dem Buch und fiel unweigerlich auf das unheilvolle Tablet. Dort tauchte, verloren zwischen empörten Aufschreien über Tagesaktuelles und Koalafotos, plötzlich dieser Satz auf: «Sonst leben wir in unseren durchsichtigen, wie aus flimmernder Luft gewebten Wänden stets sichtbar für alle ewig vom Licht umflossen. Wir haben nichts voreinander zu verbergen.» Samjatin. Ihn in meinem Newsfeed aufploppen zu sehen, war für mich wie ein Hammerschlag. Fast automatisch ließ ich Brandeis' Tweet den aus *Wir* zitierten Satz folgen: «... und außerdem erleichtert diese Le-

bensweise die mühsame und grandiose Arbeit der Schützer. Wer weiß, was andernfalls alles geschehen könnte.»

Dann warf ich mein Tablet quer durch den Raum, um mich zu zwingen, das Buch weiterzulesen. Aus Rache meldete mir das höllische Objekt am nächsten Morgen, als ich es gerade unter den Kissen hervorkramte, den Empfang einer neuen Nachricht. «Ich wusste gar nicht, dass S in Frankreich noch gelesen wird.» Brandeis hatte mir um drei Uhr morgens geschrieben. Ich antwortete, ohne darüber nachzudenken: «S ist der geheime König unserer Zeit.» Dem folgte die Frage: «Wie lange bleiben Sie in Moskau?»

Kurzes Zögern: Woher wusste dieser junge Student, wo ich mich aufhielt? Dann wurde mir bewusst, dass man, mit ein wenig Zwischen-den-Zeilen-Lesen vielleicht, aus einigen Tweets der letzten Wochen schließen konnte, dass ich mich hier befand. Ich antwortete, das wisse ich noch nicht so genau, und ging dann hinaus in die eisige Stadt, um die täglichen Rituale meines Einzelgänger-Daseins zu befolgen. Bei meiner Rückkehr wartete eine neue Nachricht auf mich. «Wenn Sie immer noch an S interessiert sind, gäbe es da etwas, das ich Ihnen gern zeigen würde.»

Warum nicht? Ich hatte nichts zu verlieren. Im schlimmsten Fall würde ich einen literaturbegeisterten Studenten kennenlernen, der hin und wieder ein wenig trübsinnig war. Doch diesem Problem ist in der Regel mit ein paar Gläsern Wodka beizukommen.